

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Mk., für 2 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. ausschließlich Bestellgeb.

Redaktion: Tauchaer Str. 10/21.
Telegrams-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5-spaltige Zeile oder deren Raum mit 25 Pfg. für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauchaer Str. 10/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr. Sonn- und Feiertags geschlossen.

Tageskalender.

Der sächsische Landtag wurde heute mittag geschlossen.

Der Kampf zwischen Regierung und Opposition in Ungarn ist zu Ende; Wederle wird Ministerpräsident.

Die italienische Kammer hat eine Tagesordnung, welche die parlamentarische Kontrolle der Geheimfonds bezweckt, mit großer Mehrheit abgelehnt.

Reichstag und Rechtspflege.

Leipzig, 7. April.

Spät kommen sie, doch sie kommen — und selbst die Vossische Zeitung, das bedächtige, vorsichtige und immer „maßvolle“ Organ des Berliner Fortschritts, beginnt den grauen Kopf über die deutsche Klassenjustiz zu schütteln. Mit besonderer Schärfe verurteilt sie die Methode der Berichte, in politischen Prozessen scharfe Urteile auszusprechen, um ein „Exempel zu statuieren“, also die Methode, die der Leipziger Oberstaatsanwalt Pöhme mit Vorliebe anwendet. Wenn er die Gerichte anfordert, irgendeinen ihm mißliebigen, obgleich gerade deshalb vermutlich vortrefflichen Blatte das „Geb- und Schimpfhandwerk“ zu legen.

Viel ist freilich damit noch nicht erreicht, daß dies oder jenes freisinnige Blatt sich auf seine bessere Vergangenheit besinnt und die Klassenjustiz verurteilt, auch wenn sie an Arbeitern und Arbeiterorganen geübt wird. Eher könnte von bürgerlicher Seite eine gewisse Wirkung erzielt werden, wenn die Kritik auf der parlamentarischen Tribüne laut würde. Aber wie sehr die bürgerlichen Mehrheitsparteien sich diesem berechtigten Anspruch verweigern, haben erst in letzter Zeit wieder die Verhandlungen des Reichstags gezeigt; will man doch selbst der parlamentarischen Kritik der sozialdemokratischen Abgeordneten den Mund verbinden, mit der beliebigen Redensart, daß sich der Reichstag nicht als oberste Instanz über den Gerichten des Landes aufzun dürfte.

Diese Redensart hat nicht einmal vom bürgerlichen Standpunkt aus einen vernünftigen Sinn. Wie alle Zweige des öffentlichen Lebens, so unterliegt auch die staatliche Rechtspflege der Kontrolle der Volks-

vertretung, und doppelt, wenn ihre Organe bei aller scheinbaren Unabhängigkeit tatsächlich von der Regierung so abhängig sind, wie in den deutschen Staaten. Man mag gern annehmen, daß es keinen Richter in Deutschland gibt, der mit klarem Bewußtsein wider seine bessere Ueberzeugung einen Spruch fällt, aber damit ist nicht im entferntesten gesagt, daß die Rechtspflege unabhängig von der Regierung sei. Die gelehrten Richter gehören eben auch zur Bürokratie, zu jener Bürokratie, die der alte Demokrat Franz Biegler mit den Worten kennzeichnete, daß ihren Angehörigen, bevor sie reif seien, in einer bewundernswürdigen Dressur alle geistigen und moralischen Rippen gebrochen würden. Das mochte etwas scharf ausgedrückt sein und mag nicht für alle Angehörigen der deutschen Bürokratie gelten, aber deshalb bleibt es eine haltlose Vorstellung, anzunehmen, daß die Klasse der Richter als solche unabhängig von der Regierung sei.

An einer andern Stelle sagt Biegler: „In absoluten Staaten ist die Unabhängigkeit der Richter ein korrigens (Einschränkung) der Tyrannei, in freien Staaten setzt sich diese Unabhängigkeit selbst als Tyrannis. Darum suchen die Vereinigten Staaten, die Schweiz eine Gewähr in der Abhebbarkeit der Richter, und Griechenland und Rom haben diese tiefe Frage ganz nach dem Maßstab der Freiheit beantwortet, dessen die Nation genoss.“ Ueber die deutschen Justizzustände urteilte Biegler mit der äußersten Schärfe, aber nicht minder zutreffend, als scharf: Während es mit dem Schutze der Richter gegen den Einfluß der Regierung, wie er in absoluten Staaten unbedingt vorhanden sein muß, sehr schwach bestellt ist, wird dennoch beansprucht, daß die Kritik der Rechtspflege durch das Volk und sein berufenes Organ, die Volksvertretung, die in freien Staaten ganz selbstverständlich ist, einfach zu unterbleiben habe. Das ist wirklich ein sehr feltamer Anspruch, und wer sich ihm unterwirft, verzichtet freiwillig darauf, das mündige Mitglied eines unmiündigen Volkes zu sein.

Die Abhebbarkeit der Richter in freien Staaten ist eine Forderung, über die sich, wie Biegler sagt, Hände schreiben ließen. Der Begriff des „freien Staates“ ist nicht so einfach zu erläutern, und so lange freie Staaten noch Klassenstaaten sind, werden sie immer Klassenjustiz administrieren, die unter Umständen durch die Abhebbarkeit der Richter eingeschränkt werden muß. Im Prinzip ergibt sich aber gewiß aus dem Wesen eines freien Staates, daß er seine Souveränität auf dem Gebiete des Rechtes nicht auf die Organe der Rechtspflege übertragen kann.

Fällen doch auch in absoluten oder scheinstitutionellen Staaten nach dem Muster der deutschen Staaten die Richter ihre Urteile „im Namen des Königs“, der angeblich die Souveränität der Nation in seiner Person verkörpert. Angeblich — denn tatsächlich führte die Rechtsprechung durch die Krone zur ärgsten Kabinettsjustiz, gegen die dann als ein Notbehelf, der dem absoluten Königtum überall in heftigen Kämpfen abgerungen werden mußte, die Unabhebbarkeit der Richter durchgeführt wurde. Mehr als ein Notbehelf konnte und kann sie nicht sein, denn wo die Monarchie noch einigermaßen kräftig ist, ergibt sich schon aus ihren ganzen Einrichtungen, daß sie immer weit stärkeren Einfluß auf die Rechtspflege haben wird, als die Nation selbst. Oft genug hat sie gar aus der Not eine Tugend zu machen und sich in dem angeblich „unabhängigen Richterstande“ ein stärkeres Bollwerk ihrer Macht zu schaffen gewußt, als sie je in der ungeschminkten Kabinettsjustiz befehlen hatte. In solchen Beispielen ist gerade die deutsche Geschichte nichts weniger als arm; vielmehr reicher, als die Geschichte irgendeines andern zivilisierten Landes.

Ohne Zweifel gibt es auch in der Geschichte der deutschen Justiz einzelne Fälle, in denen unerschrockene Richter gegen den Willen der Regierung zu entscheiden gewagt haben. Aber es waren sehr seltene Fälle, es waren einfach Ausnahmefälle, die nach dem bekannten Worte nur die Regel bestätigen: Irrende eine Periode der deutschen Justiz, worin sie einem nachdrücklich geltend gemachten Willen der Regierung auf die Dauer widerstanden hätte, ist nicht nachzuweisen, am wenigsten in Sachsen und Preußen. Und es gehörte von jeher zu den schwersten Fehlern der bürgerlichen Opposition, daß sie sich durch die Legende der deutschen Justizunfehlbarkeit blenden ließ und munter ins Horn des Absolutismus blies, der seinerseits wenigstens den triftigsten Anlaß hatte, den Ruhm dieser Unfehlbarkeit mit vollen Waden auszubotsamen. Daran hat seinerzeit der alte Biegler nichts ändern können, und daran werden jetzt auch die paar liberalen Mütter nichts ändern, die über die Klassenjustiz zu Klagen beginnen.

Um so mehr wird es Sache der sozialdemokratischen Fraktion sein, den bürgerlichen Parlamentarismus vor seinen eignen Leuchten zu retten, indem sie von der Tribüne des Reichstags sagt, was über die deutsche Klassenjustiz gesagt werden muß.

Seuilleton.

Opfer der Liebe.

Ein Roman aus Süddeutschlands Nebengebiet.
Von Max Bittrich.

[Nachdruck verboten.]

Mit dem Lohse des Scheidens im Glücke hatten sich die beiden Menschen abgefunden, als vor der Gasthaustür die Reitsche des Müllers knallte. Es gab in dem Hause der Trennung kein verzagtes Klagen, sondern innige Worte des Vertrauens und der Veruhigung. Und dann rollte der Wagen in die Nacht hinaus.

Wie die Verwandten Irene's, so hatte Creszens mit ihrem dünnen Spinettstimmchen dem Scheidenden noch auf der Straße Grüße nachgerufen, und dann führten sie Irene liebevoll in das Haus.

Noch kurze Zeit durfte sie in stillen Glück und Wohl allein verbringen, bis die Arbeit wieder rief.

„Auf frohes Wiedersehen!“ hatten sie alle gerufen. Denn sie wählten das Glück in ihrem Hause, und während sie an der Tür das Vertrauen auf seine Dauer in diesen Ruf gelegt hatten, war bereits der Bringer des Unheils bei ihnen eingeklehrt.

Luchsäugig war Pietro Conta über den Hof geschlichen, denn er hatte seinen Sohn allein, ohne weibliche Begleitung, abreifen sehen. Hierig hatte der Alte das Ohr an das Fenster des Zimmers gelegt, in dem Karl Knndl und Irene von künftigen Tagen gesprochen und der Löwenwirt sein Einverständnis zu den Plänen gegeben hatte. Und mit stürmischem Verlangen hatte Pietro die prächtig entwickelten Gestalten Maria Theresias und Irene's durch die Räume wandeln und beim Abschiede Knndls auf den Treppentritten weilen sehen.

Das Blut jagte durch die Adern des Italiener's und hämmerte in den Schläfen, als kochte es. Er war seiner Sinne kaum noch mächtig.

In seiner Gewalt wollte er sie haben, die sich seinem Sohne zugewendet und ihn mit ihren Blutaugen gebannt hatte, oder die sanftere Studentin; er wollte sie an sich reißen und sie seine Herrschaft fühlen lassen, wollte sein Gesicht in ihr weiches volles Haar legen, wollte ihren angstvollen Blick fühlen und den Hauch ihrer bittenden und drohenden Worte. Auch ihr Sträuben würde ihm Belohnung sein, wenn er Widerstand ohne Ende finden sollte.

Wie eine Kage schlich er um das Haus, und obwohl nicht wenige Menschen kamen und gingen und all sein Tun wie der Ausfluß eines schweren Rauisches war, verstand er sich unter dem Schutze der Nacht im Verborgenen zu halten und die geeignetsten Minuten des Ueberfalls abzuwarten. Er sah, wie der Wirt und seine Töchter zur Linken des Hausganges in der Schänktube hantierten, apozajquawag ank uovqporz wdujuz pu uuz uq uat ging, um dort den Most zu proben; Pietro sah auch, wie zur Rechten, neben der Studentenkneipe, noch alle Fenster des größeren Raumes geöffnet waren. Es sollte abkühlen für das alsbald beginnende Entertänzen. Die letzte Lust des Tages konnte nur kurz sein, denn die Tänzer und Tänzerinnen weilten und schafften noch daheim bei der Trotte, bis mit dem bestimmten Glockenschlage der erste Trompetenton vom Tanzboden aus erklingen würde.

Noch fehlte eine Viertelstunde bis zu dem wichtigen Zeitpunkte. Pietro Conta stand dem Wirtshause gegenüber, in den Winkel einer Schmiede gedrückt. Wegen plötzliche ernste Gegner war im Stiefelschuh eine Waffe — das wußte er. Weniger schlimme Ueberraschungen mußte sein Stod abwehren helfen. Pietro bemerkte, wie sich drüben die Tür des Tanzbodens aufst, wie Irene eintrat und mehrere der unter der Decke hängende Lampen anzündete. Ein Blick rechts und links, ein bligartiges Kuschen über die Straße — wie eine Kage krallte sich der Italiener an die Fensterbrüstung, schwang sich empor und stand wie aus der Erde gewachsen vor dem Mädchen. Bligenden Auges rechte er sich vor der auf, die seit einer Stunde die Braut eines andern war, und wie sein überraschendes Erscheinen ihre Stimme gelähmt hatte, so daß sie nach dem ersten kurzen Schreckensruf keinen Laut hervorbrachte, so packte er sie und riß sie an sich:

„Du mußt mein sein, und wenn Du nicht willst, so sollst Du niemand gehören! Ich mache alle zusammen unglücklich und mich dazu!“

Ein paar mal ließ er sie frei und umklammerte sie wieder. Es war, als sei die Kage in wolkstigen Spielen mit der Maus. Aus dem Auge verlor seine Beute auch er nicht; nur auf Armesweite ließ er sie von sich.

Willenlos und geistesabwesend starrte ihn Irene an. Ein paar Minuten vergingen, ehe sie Sprache und Kraft wieder gewann. Nun war ihr, als stehe ein anderer mit treuen Augen bei ihr und schütze sie. Pietro Conta bot zwar ganz das Bild eines Menschen, der zum Neuesten entschlossen war und Kraft und Willen genug besaß, sich jedem Gegner erfolgreich entgegenzustellen auch ohne Messer und Stod. Dennoch gewann das Mädchen nach einem der rohen Angriffe, kaum daß sich ihr fliegender Atem beruhigt hatte, den Mut, plötzlich auf ihn loszuschreiten und ihm mit lauter, gellender Stimme: „Schämten Sie sich! Waschen Sie sich fort!“ anzurufen.

Pietro war von dem jähen Ausbruch ihrer Empörung erschreckt; er schwang den Stod über seinem braunen Gesicht und dem in den Nacken geschobenen breiten Hut und suchte ihn Irene als Schranke vorzuhalten, als sie einen raschen Anlauf zur Flucht nahm. Doch schon naheten sich Schritte vom Hausflur, die Tür wurde aufgerissen, und Maria Theresia stand flammenden Auges vor dem erregten Nanne:

„Was wollen Sie hier? Was haben Sie bei uns noch zu suchen? Sie wollen meine Schwester noch belästigen? Sie sollten sich schon fortziehen, weil sie jetzt Braut ist. Wenn Sie das noch nicht gewußt haben, so will ich's Ihnen sagen!“

Unerschrocken suchte sie den Stod mit raschem Griff zu erfassen, doch Pietro erhob ihn drohend.

„Schlagen Sie nur zu, mir ist das gleich!“ rief Maria Theresia. „Sie können mich nicht mehr erschrecken. Was Sie mir zuleide zu tun gedenken, das fügen Sie — damit Sie auch das wissen — der Braut Ihres eignen Sohnes zu. Sie schlagen sich also selber. Auch mit meinem Vater können Sie uns nicht mehr erschrecken. Und wenn er das Schlimmste begangen und einen Mord auf dem Gewissen